

GERMANISTISCHE SYMPOSIEN
BERICHTSBÄNDE

Im Auftrag der Germanistischen Kommission
der Deutschen Forschungsgemeinschaft und in Verbindung
mit der »Deutschen Vierteljahrsschrift
für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte«

herausgegeben von
Wilfried Barner
XVII

›Aufführung‹ und ›Schrift‹
in Mittelalter
und Früher Neuzeit

Herausgegeben
von Jan-Dirk Müller

Verlag J. B. Metzler
Stuttgart · Weimar

Germanistische Symposien
Berichtsbände, XVII

Gedruckt mit Unterstützung
der Deutschen Forschungsgemeinschaft

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Deutsche Forschungsgemeinschaft:

DFG-Symposion ... – Stuttgart ; Weimar : Metzler.
Früher nicht als Gesamttitel einer zeitschr.-artigen Reihe,
sondern als Zusatz des jeweiligen Stücktitels erfaßt

NE: HST

1994. »Aufführung« und »Schrift« in Mittelalter und früher Neuzeit. – 1996

»Aufführung« und »Schrift« in Mittelalter und früher Neuzeit /

hrsg. von Jan-Dirk Müller. – Stuttgart ; Weimar : Metzler, 1996

(DFG-Symposion ... ; 1994)

(Germanistische-Symposien-Berichtsbände ; 17)

ISBN 3-476-01423-1

NE: Müller, Jan-Dirk [Hrsg.]; 2. GT

Gedruckt auf säure- und chlorfreiem, alterungsbeständigem Papier

ISBN 3-476-01423-1

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 1996 J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung
und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH in Stuttgart
Satz: DTP Gisela Fischer, Weimar
Druck und Bindung: Franz Spiegel Buch GmbH, Ulm
Printed in Germany

Verlag J. B. Metzler Stuttgart · Weimar

Der Körper der Dame. Zur Konstruktion von ›Weiblichkeit‹ in der deutschen Literatur des Mittelalters¹

INGRID BENNEWITZ

I. Der literarhistorische Befund

Als ein wesentliches Charakteristikum der deutschen Literatur des Mittelalters gilt ihre grundsätzliche Nähe zur Didaxe.² Dazu tritt die nicht zuletzt durch die hohe Zahl der erhaltenen Handschriften (und Drucke) nachhaltig demonstrierte Beliebtheit von Werken, die sich eindeutig als didaktische verstehen, mithin also jene Form des ›Lehrgedichts‹ repräsentieren, das der Neuzeit als poetologisches und ästhetisches Grenzphänomen gelten sollte.³ An der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Didaxe läßt sich deutlich ein bewußtes ›gendering‹ von Literatur erkennen, und zwar in doppelter Hinsicht: Zum einen zeigt sich in einigen Fällen die Tendenz zur geschlechtsspezifischen Adressierung an ein männliches oder weibliches Publikum. Als Paradebeispiel dafür kann der Fall des ›Winsbecken‹ bzw. der ›Winsbeckin‹ herangezogen werden.⁴ Die beiden Werke fin-

1 Die folgenden Ausführungen sind zum Teil bewußt thesenhaft formuliert. Sie stehen in engem Zusammenhang mit meinen Überlegungen zur Rezeption geschlechtergeschichtlicher Ansätze in der mediävistischen Germanistik; vgl. Ingrid Bennewitz, »Vrowe/maget/ubeles wíp. Alterität und Modernität mittelalterlicher Frauenbilder in der zeitgenössischen Rezeption«, in: Katrina Bachinger [u. a.] (Hrsg.), *Feministische Wissenschaft. Methoden und Perspektiven*, Stuttgart 1990, S. 121–144; sowie: »Frauenliteratur im Mittelalter oder feministische Mediävistik? Überlegungen zur Entwicklung der geschlechtergeschichtlichen Forschung in der germanistischen Mediävistik der deutschsprachigen Länder«, *ZfdPh* 112 (1993), S. 383–393. – Meinen Salzburger Kollegen Gerold Hayer und Peter K. Stein habe ich einmal mehr für ihre Hilfe und Unterstützung zu danken.

2 Zur zentralen Stellung des Erziehungsgedankens in der didaktischen Literatur und in der höfischen Dichtung vgl. Joachim Bumke, »Höfischer Körper – Höfische Kultur«, in: Heinzle, *Modernes Mittelalter*, S. 67–102. Selbstverständlich ist hier zu unterscheiden zwischen dem (literarisch dokumentierten) programmatischen Anspruch – um den es auch im folgenden gehen wird – und der konkreten Alltagspraxis höfischer Erziehung.

3 Vgl. Bernhard Fabian, »Das Lehrgedicht als Problem der Poetik«, in: Hans Robert Jauß (Hrsg.), *Die nicht mehr schönen Künste. Grenzphänomene des Ästhetischen*, Poetik und Hermeneutik 3, München 1968, S. 67–89.

4 Die Texte werden im folgenden zitiert nach: *Winsbeckische Gedichte nebst Tirol und Fridibrant*, hrsg. Albert Leitzmann, 3. Aufl. bearb. Ingo Reiffenstein, ATB 9, Tübingen 1962; *Fridankes Bescheidenheit*, hrsg. H. E. Bezzenberger, Nachdruck d. Ausg. 1872, Aalen

gieren Lehrgespräche zwischen Vater und Sohn, respektive Mutter und Tochter mit gänzlich unterschiedlicher Ausrichtung.⁵ – Ein vergleichbarer Fall wird vom Erzähler im ›Ritter vom Turn‹ zumindest konstruiert, und zwar mit der Erwähnung eines zweiten, seinen Söhnen gewidmeten Werkes, das er – dem Vorwort zufolge – angeblich parallel zu diesem Lehrbuch für seine beiden Töchter verfaßt habe (*eins seinen sūnen/ das ander seinen tæchtern zuo underweisung*). Weder die romanische noch die deutsche Überlieferungsgeschichte können diese Aussage belegen; spekuliert wurde immerhin darüber, ob der Roman ›Pontus und Sidonia‹ dieses vermißte Gegenstück sein könnte.⁶ Zum anderen aber macht der überwiegende Teil der didaktischen Werke – und hier wieder speziell die als besonders repräsentativ geltenden Vertreter, also etwa Freidank, Thomasin, Hugo von Trimberg – deutlich, daß die mittelalterliche Literatur im wesentlichen nur ein Geschlecht kennt, nämlich das weibliche. Die Norm, das Männliche, wird hingegen offensichtlich nicht als sexuell bestimmt empfunden.⁷ Als Adressat gilt vor allem der didaktischen Literatur implizit das rechts- und wehrfähige, der gesellschaftlichen Öffentlichkeit des Hofes verantwortliche Subjekt. Dieses wird zudem konzipiert und differenziert auf der Basis seiner Teilhaftigkeit an den *driu leben: gebüre, ritter und pffaffen* (Freidank 27, 1) und ist dem kontextuellen

1962; Hugo von Trimberg, *Der Renner*, hrsg. Gustav Ehrismann, Tübingen 1908; *Der wälsche Gast des Thomasin von Zirclaria*, hrsg. Heinrich Rückert, mit einer Einleitung und einem Register von Friedrich Neumann, Nachdruck d. Ausg. 1852, Texte des Mittelalters, Berlin 1965; (*Le livre du Chevalier de La Tour Landry pour l'enseignement de ses filles*, dt.:) Marquard vom Stein, *Der Ritter vom Turn*, hrsg. Ruth Harvey, Texte des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit 32, Berlin 1988; Ulrich von Liechtenstein, *Frauentdienst*, hrsg. Franz Viktor Spechtler, GAG 485, Göttingen 1987; Ulrich von Liechtenstein, *Frauenbuch*, hrsg. Franz Viktor Spechtler, GAG 520, Göttingen 1989; Gottfried von Straßburg, *Tristan. Mittelhochdeutsch/neuhochdeutsch*, hrsg. Rüdiger Krohn, RUB 4471–4473, 3 Bde., Stuttgart 1984; *Das Nibelungenlied*, nach d. Ausg. v. Karl Bartsch hrsg. Helmut de Boor, Wiesbaden 1972. – Zur didaktischen Literatur für Mädchen und Frauen vgl. Trude Ehlert, »Die Frau als Arznei«, *ZfdPh* 105 (1986), S. 42–62; Ulrike Hör-auf-Erfle, *Wesen und Rolle der Frau in der moralisch-didaktischen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation*, Frankfurt/M. 1991; Susanne Barth, *Jungfrauzucht. Literaturwissenschaftliche und pädagogische Studien zur Mädchenerziehungsliteratur zwischen 1200 und 1600*, Stuttgart 1994.

5 Vgl. dazu: Ingrid Bennewitz, »Moraldidaktische Literatur«, in: Ursula Liebertz-Grün (Hrsg.), *Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte. Bd. I: Aus der Mündlichkeit in die Schriftlichkeit*, Reinbek 1988, S. 333–343; und Ann Marie Rasmussen, »Bist du begehrt, so bist du wert. Magische und höfische Mitgift für die Töchter«, in: Helga Kraft u. Elke Liebs (Hrsg.), *Weiblichkeitsbilder in der Literatur*, Stuttgart u. Weimar 1993, S. 7–33.

6 Vgl. dazu Hans-Joachim Kreuzer, »Marquart vom Stein«, in: *VL*, 2. Aufl., Berlin u. New York 1987, Bd. VI, Sp. 129–135, hier: Sp. 131.

7 Vgl. dazu grundsätzlich Judith Butler, *Gender Trouble*, New York [u. a.] 1990; dt: *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt/M. 1991, hier: S. 168, mit Bezug auf Wittig (vgl. Anm. 10), sowie zur Situation im Mittelalter: Clare E. Lees [u. a.] (Hrsg.), *Medieval Masculinities. Regarding Men in the Middle Ages*, Medieval Cultures 7, University of Minnesota Press 1994; vgl. etwa dort den Beitrag von Jo Ann McNamara, »The ›Herrenfrage‹. Restructuring of the Gender System 1050–1150«, S. 3–29, hier: S. 3: »Experience indicates that the masculine gender is fragile and tentative, with weaker biological underpinnings than the feminine.«

Verständnis zufolge männlich, ohne daß die Kategorie des Geschlechts zu seiner Charakterisierung namhaft gemacht werden müßte. Es spricht für die immanente Kohärenz des Verfahrens, daß die Literaturwissenschaft des 19. und 20. Jahrhunderts bis zuletzt diese Vorgabe übernommen hat.⁸

Swer gerne list guotiu maere,
 ob *er* dan selbe guot waere,
 sô wære gestatet *sin* lesen wol.
ein ieglich man sich vlîzen sol
 daz *er* erfüll mit guoter tât
 swaz *er* guots gelesen hât
 [...]
Swelich man gerne seit
eins andern vrûmkeit,
der sol sich vlîzen des vil hart
 daz *er* kome in *sîne* vart,
 wan sich ein *ieglich*er vlîzen sol
 daz man von im ouch spreche wol.
 man sol von vrumen liuten lesen
 unde sol doch gerner selbe wesen
ein biderbe man [...]
 (›Wälscher Gast‹, V. 1–19; Herv. v. mir).⁹

II. Grenzziehungen: Die Be-Schreibung des Weiblichen

›Language casts sheaves of reality upon the social body,
 stamping it and violently shaping it.«¹⁰

Die Literatur des Mittelalters produziert unterschiedliche Konzeptionen von ›Weiblichkeit‹ und weiblichen Körpern. Mich interessieren an dieser Stelle we-

8 Es ist im Grunde müßig, die Fiktion der Komplizenschaft zwischen mittelalterlichem Text und Wissenschaftler einmal mehr zu belegen. Ein schönes Beispiel gibt jedenfalls Bezzenerberger in seiner Einleitung zum ›Freidank‹: »[...] er [›Freidank‹] ist mir von da an ein treuer gefährte gewesen, selbst unter der mächtigen erregung eines nach führung und erolgen einzig in der weltgeschichte dastehenden krieges [...]« (S. V).

9 Selbstverständlich schließt das weder aus, daß gerade in den einleitenden Passagen Frauen in der Publikumsadresse mit angesprochen werden oder daß sich größere oder kleinere Bestandteile des Werks sogar direkt an Frauen wenden noch daß sich Frauen in Einzelfällen mitgemeint fühlen konnten. Es geht vielmehr um die Frage der konkreten inhaltlichen Einlösung solcher Adressierungen und um die inhaltliche Besetzung der Geschlechterkonstruktion. – Was ich im folgenden versuche, ist ein Nachvollzug des mainstream thought in Hinblick auf die Be-Schreibung von ›Weiblichkeit‹ (als ›sex‹ und ›gender‹) in der deutschsprachigen Literatur des Mittelalters, wobei die Ausnahmen und möglichen Gegentendenzen zu diesem mainstream stets mitgedacht sind (vgl. dazu aber S. 230).

10 Monique Wittig, *The Straight Mind*, Boston 1992, S. 43 f.

niger die kanonischen Entwürfe des schönen¹¹ bzw. des häßlichen¹² Frauenkörpers durch männliche Autoren als vielmehr der angestrebte Versuch einer normativen Konditionierung, die sich im wesentlichen der Strategien raumzeitlicher und mentaler De-Mobilisierung sowie physischer und intellektueller Reduktionierung bedient. Als Beschreibungskriterium für diesen Vorgang ist das Stichwort ›Passivität‹ deshalb nur beschränkt brauchbar. Es geht vielmehr um eine Kenntlichmachung des Sonderfalls ›weiblicher Körper‹ über das Medium der Literatur, deren Ziel – nur scheinbar paradoxerweise – sein Unsichtbarmachen zu sein scheint. Als einzelne Schritte auf diesem Weg zeichnen sich ab:

1. Die Ver-Hüllung des Körpers durch Kleidung (deren Auswirkungen viel weitreichender sind, als auf den ersten Blick ersichtlich ist: Einschränkung der Wahrnehmungs- und Bewegungsfreiheit etc. – In der Folge werden sozial tolerierte Geschenke (›Gaben‹) auf diesen weiblichen Körper, seine Verhüllung und seinen Schmuck reduziert).

2. Die räumliche Einschränkung (das Verbot des Zu- und Angreifens; das Lauf-Verbot, das andere Formen der raschen Fortbewegung, z. B. beim Reiten, inkludiert; das Verbot der Er-Fahrung¹³).

3. Die sensuelle Einschränkung (vom Gebot des leisen Redens bis zum Rede-Verbot, Hör- und Seh-Verbot).

Daraus resultiert in logischer Konsequenz eine intellektuelle Einschränkung (durch die Reduktion der gesellschaftlichen Anforderungen wie durch die im umfassendsten Sinne reduzierte Mobilität) bzw. die Forderung nach Unsichtbarmachen des (trotzdem noch vorhandenen) Intellekts. – Ich entnehme die Belege dafür Thomasins ›Wälschem Gast‹; sie sind jedoch aus anderen Quellen beliebig erweiterbar.

Ein junvcrouwe sol senftliclich
und niht lût sprechen sicherlich.
[...]
ein vrouwe sol ze deheiner zît
treten weder vast noch wît.

11 Vgl. Helmut Tervooren, »Schönheitsbeschreibungen und Gattungsethik in der mittelhochdeutschen Lyrik«, in: Theo Stemmler (Hrsg.), *Schöne Männer – schöne Frauen. Literarische Schönheitsbeschreibungen, 2. Kolloquium der Forschungsstelle für europäische Literatur des Mittelalters*, Mannheim 1988, S. 171–198.

12 Vgl. Ingrid Kasten, »Häßliche Frauenfiguren in der Literatur des Mittelalters«, in: Bea Lundt (Hrsg.), *Auf der Suche nach der Frau im Mittelalter. Fragen, Quellen, Antworten*, München 1991, S. 255–276.

13 Alle diese Phänomene lassen sich in der mittelalterlichen Didaxe an den Darstellungen alt- und neutestamentlicher Frauenfiguren verfolgen, vgl. etwa im ›Ritter vom Turn‹ die Interpretation von 1 Mose, 34, 1. Die Geschichte Dinas, die aufbricht, *die Tochter des Lands zu sehen* und dabei von Sichem vergewaltigt wird, hat folgenden Epilog (im folgenden zitiert nach der Fassung des ›Buchs der Liebe‹, gedruckt in Frankfurt/M. 1587 von Sigmund Feyerabend, S. 293): *Darumb lieben Toechter! seyt nicht zu gar fürwitzig! alle ding in der Welt zu schawen! denn es ist sich halb feyl gebotten [...].* – Das Verbot, sich Neuem und Unbekanntem körperlich auszusetzen, inkludiert den (zukünftigen) Mangel an Er-Fahrung.

[...]

ein vrouwe sol sich, das geloubet,
 kêren gegen des phertes houbet,
 swenn si rîtet; man sol wizzen,
 si sol niht gar dwerhes sitzen.

[...]

ein vrowe sol recken niht ir hant,
 swenn si rît, vür ir gewant;
 si sol ir ougen und ir houbet
 stille haben, daz geloubet.

[...]

Wil sich ein vrowe mit zuht bewarn,
 si sol nicht âne hülle varn.
 si sol ir hül ze samen hân,
 ist si der garnatsch ân.
 lât si am lîbe iht sehen par,
 daz ist wider zuht gar.

[...]

ein vrouwe sol niht hinder sich
 dicke sehen, dunket mich.
 si sol gên vür sich geriht
 und sol vil umbe sehen niht;
 gedenke an ir zuht über al,
 ob si gehœere deheinen schal.
 ein juncvrouwe sol selten iht
 sprechen, ob mans vrâget niht.
 ein vrowe sol ouch niht sprechen vil,
 ob si mir gelouben wil,
 und benamen swenn si izzet,
 sô sol si sprâchen niht, daz wizzet.

(V. 405–470).

Ein vrouwe hât an dem sinne genuoc
 daz si si hüfisch unde geuoc,
 und habe ouch die gebærde guot
 mit schœner rede, mit kiuschem muot.
 ob si dan hât sinnes mêre.
 sô hab die zuht und die lêre,
 erzeig niht waz si sinnes hât:
 man engert ir niht ze potestât.
 ein man sol haben künste vil:
 der edelen vrouwen zuht wil
 daz ein vrouwe hab niht vil list,
 diu biderbe unde edel ist:
 einvalt stêt den vrouwen wol

(V. 837–849).

Ich lêrt waz einer vrouwen zeme
 daz si von ir vriunde neme:
 hantschuoeh, spiegel, vingerlîn,
 vürspangel, schapel, blüemelîn

(V. 1338–1341).

Eine besondere Bedeutung erwächst in diesem Zusammenhang der Disziplinierung des weiblichen Blicks.¹⁴ Während das Senken der Augen von Männern nur vorübergehend unter der Voraussetzung eines direkten Funktionsbezugs – als Signal der Akzeptanz des herrscherlichen Machtanspruchs – gefordert werden kann, so wird andererseits der gesenkte Blick ein generelles Merkmal des weiblichen Körpers und kennzeichnet seine grundsätzliche und andauernde Bereitschaft zur Anerkennung der männlichen Vorherrschaft in sozialer und sexueller Hinsicht. Diese Forderung impliziert, daß das adelige Mädchen, die adelige Dame »ihre Situation in der Öffentlichkeit nicht selbständig interpretieren« darf, daß sie sich vielmehr »im Sinne eines vorgegebenen Verhaltenscodes bewegen [soll], in dem sich die gültigen Ordnungsvorstellungen immer schon abbilden.«¹⁵ – Aufschlußreich ist in diesem Zusammenhang die *rede von ainer geaiterten junckfrauen* in der Prosaübersetzung des ›Secretum secretorum‹ der Hiltgart von Hürnheim:

O Alexander, gedennckh an die getät der küniginn von Inndia, das sie durch freüntschaft willen santt gabe groß und löbliche klainät; unnder den dir gesantt ward die gar schön junckfrau die von irr kinthait gelert wart und getzogen mit schlanngen aitter, also das si verwandelt was von irr natur in schlanngen nature. Unnd an der weil sach ich si fleisigklich an unnd vand von lisstenn das si aittergiftigk was, davon das si als getürstigklich und als egeslich an underlas und unschämlich ir gesicht stäte an der mann antlüt; und also wetracht ich das si allain mit irem gesicht die leüt erschlug [...].¹⁶

Wie unterschiedlich männliche und weibliche Blicke ›organisiert‹ und konnotiert werden und welche Bedeutung der Einschränkung des weiblichen Blicks auch im Bereich der Kunstgeschichte zukommt, hat Daniela Hammer-Tugendhat anhand der Aktkunst der Frühen Neuzeit eindrucksvoll demonstriert. Ihrer Beobachtung zufolge zählt die pudica-Geste, d. h. das Bedecken des Schoßes mit

14 Es lohnt, die oben zitierten Passagen des ›Wälschen Gast‹ mit jenen zu vergleichen, die speziell dem Verhalten jüngerer und/oder in der gesellschaftlichen Hierarchie noch nicht etablierter Männer gelten. Hier werden zwei Bezugspunkte deutlich: zum einen – in Relation zum Ganzen eher marginal – das korrekte Verhalten gegenüber Frauen (junge Männer sollen nicht reiten, wenn eine Dame zu Fuß geht, V. 420; sie sollen vermeiden, reitende Damen zu erschrecken, V. 425; sie sollen Frauen nicht durch Geschenke zu erkaufen suchen, V. 1243 ff.; sie werden davor gewarnt, allein auf die körperliche Schönheit einer Frau zu achten, V. 995 u. V. 1304; usw.); zum anderen das korrekte Verhalten gegenüber anderen/älteren Männern und männlichen/institutionellen Autoritäten (junge Männer sollen die Ratschläge (älterer, erfahrener) Männer befolgen, V. 407 ff.; sie sollen nicht auf einer Bank stehen, an der ein Ritter sitzt, V. 413; sie sollen grundsätzlich die körperliche Distanz gegenüber Höhergestellten wahren, d. h. sie nicht berühren, gar kollegial auf die Schulter klopfen, V. 447; sie sollen als Fürsten und Adelige Vorbild für alle anderen sein, vgl. dazu das 2. Buch, V. 1707 ff.). – In einer direkten Gegenüberstellung werden den beiden Geschlechtern darüber hinaus zentrale höfische Werte in differenzierter Form zugeordnet (V. 969 ff.).

15 Horst Wenzel, »zuht und ère«. Höfische Erziehung im ›Welschen Gast‹ des Thomasin von Zerclaere (1215)«, in: Alain Montandon (Hrsg.) *Über die deutsche Höflichkeit*, Bern [u. a.] 1991, S. 21–42, hier: S. 32.

16 Hiltgart von Hürnheim, *Mittelhochdeutsche Prosaübersetzung des ›Secretum secretorum‹*, hrsg. Reinhold Möller, DTM 56, Berlin 1963, S. 53 f.

einer Hand, zu einem immer wiederkehrenden Motiv bei der Darstellung weiblicher Akte:

»Der Gestus ist höchst ambivalent. Er verdeckt, was nicht gesehen werden darf, dennoch wird gerade durch das Verdecken der Blick auf den Schoß gelenkt und das Begehren des Betrachters geweckt. Der Blick wird zum voyeuristischen Blick, der hinschaut, wo er angeblich nicht hinschauen dürfte. So wird eine grundsätzliche Struktur inszeniert, die das Geschlechterverhältnis unserer Kultur mitgeprägt hat: Der Mann ist der Blickende, sein Blick ist voyeuristisch; die Frau, die blicklose, ›muß‹ sich schämen, sich verdecken.«¹⁷

III. Die Ornamentalisierung und Fragmentierung des weiblichen Körpers

Vor allem in der (höfisierten, verschriftlichten) Heldenepik und dem höfischen Roman erwächst dem weiblichen Körper die integrale Funktion des Ornaments im Rahmen des höfischen Festzeremoniells, und zwar eines zur Vervollständigung notwendigen, grundsätzlich jedoch additiven Elements. Zudem erhält er aus der vorgegebenen Stilisierung und der Distanz zum Männlichen den Charakter des Fremden, Exotischen, Animalischen. Er ist – in der dazu erforderlichen Kleidung – ein künstliches Licht, die höfische Adaptation der Himmelskörper, in deren Glanz sich die Gesellschaft (und stellvertretend für sie das männliche Subjekt) darstellen kann. Es ist zugleich eine Inszenierung in dem Anderen und über das Andere, das Weibliche:

sus kam diu küniginne Isôt,
daz vröliche morgenrôt,
und vuorte ir sunnen an ir hant,
daz wunder von Irlant,
die liehten maget Isôte
(Gottfried v. Straßburg, ›Tristan‹, V. 10885–10889)

si was an ir geläze
ûfrehet und offenbære,
gelich dem sperwære,
gestreichet alse ein papegân
(ebd., V. 10992–10995)

17 Daniela Hammer-Tugendhat, »Körperbilder – Abbild der Natur? Zur Konstruktion von Geschlechterdifferenz in der Aktkunst der Frühen Neuzeit«, *L'Homme* 5/1 (1994), S. 45–58, hier: S. 51. – Ganz wesentlich auch für meine Ausführungen ist die von Hammer-Tugendhat im Anschluß getroffene Feststellung zum Kontextbezug historischer Wahrnehmung, gerade auch im Rahmen geschlechtergeschichtlicher Untersuchungen: »Die Frage ist also nicht, ob Männer auch nackt dargestellt worden sind. Nacktheit kann vielmehr eine geschlechtsspezifisch unterschiedliche, ja entgegengesetzte Bedeutung und Funktion haben. [...] Bei der männlichen Figur signalisiert der nackte Körper Autonomie, freie Verfügung über die eigene Bewegung und die Fähigkeit, Meister des eigenen Schicksals zu sein; weibliche Nacktheit hat nichts mit Autonomie zu tun, sie ist verbunden mit Passivität« (ebd.).

Nu gie diu minneclîche, alsô der morgenrôt
tuot úz den trúeben wolken [...]
(›Nibelungenlied‹, Str. 281)

Sam der lichte mâne vor den sternen stât,
des scîn sô lûterlîche ab den wolken gât,
dem stuont si nu gelîche vor maneger frouwen guot. [...]
(Nibelungenlied, Str. 283)

Eine vergleichbare Rollenzuordnung findet sich auch im Minnesang (s. u. MF 124, 35 ff.). – Besonders deutlich wird das Paradoxon der vom männlichen Autor imaginierten Subjekt-Objekt-Relation, des aktiv Sehenden und der Anzusehenden, die allenfalls *ein wênic umbe sehende* (s. u.) sein darf und dennoch der höfischen Gesellschaft – die hier, ohne daß es explizit gesagt werden müßte, deutlich als männliche vorgestellt wird – als Sonne dient, in Walthers Lied L. 45, 37. Es wird zugleich eben dieser Autor sein, der die Voraussetzungen für den solcherart scheinbar literarisch inszenierten Machtzuwachs der *vrouwe* in Erinnerung rufen und zugleich die Konditionen dieses Diskurses nachdrücklich klarstellen wird. Am Horizont des weiblich dominierten Firmaments erscheint bei Walther der männliche Sänger – und zwar in der Rolle des internen Sprechers und des externen Sängers –, der durch die Produktion von Kunst über das (literarische) Leben oder aber den (literarischen) Tod der Dame verfügt (*stirbe aber ich, so ist sie tot*; L. 73,16, nach Hs. E).¹⁸

ich muoz iemer dem gelîche spehen,
Als der mâne tuot, der [den C] sînen scîn
von des sunnen scîn enpfât,
als kumt mir dicke
ir wol liehten ougen blicke
in daz herze mîn, dâ si vor mir gât.
(Heinrich von Morungen III, MF 124, 35–40)

Swâ ein edeliu schœne frowe reine,
wol gekleidet unde wol gebunden,
durch kurzewîle zuo vil liuten gât,
hovelfîchen hôhgemuot, niht eine,
umbe sehende ein wênic under stunden,
alsam der sunne gegen den sternen stât, –
der meie bringe uns al sân wunder,
waz ist dâ sô wûnneclîches under,
als ir vil minneclîcher lîp?
wir lâzen alle bluomen stân, und kapfen an daz werde wîp
(L. 46, 10–20)

Vor allem dort, also im Medium des Minnesangs, genügt die Aufrufung von Fragmenten dieses weiblichen Körpers – insbesondere des roten Munds – im Sinne erotischer Signalements mit gleicher Funktion:

Rôter munt, nu lache,
daz mir sorgen swinde;
rôter munt, nu lache, daz mir sendez leit zergê.

18 Vgl. dazu etwa Müller, »›Ir sult sprechen willekomen‹«, zu Walther S. 10, Anm. 29.

lachen du mir mache,
 daz ich fröide vinde;
 rôter munt, nu lache, daz mîn herze frô bestê.
 sît dîn lachen mir gît hõchgemüete,
 neinâ, rôter munt, sô lache mir durch dîne güete
 lacheliche, røselehte: wes bedõrft ich me?
 (Gotfrit von Neifen KLD 15, IV 3)

Ein schapel brûn, underwîlent ie blanc,
 hât mir gehøhet daz herze und den muot [...]
 (Hiltbolt von Swanegõi KLD 24, II)

IV. Das Dilemma der Konditionierung

Vergleicht man die oben vorgestellten Konzeptionen, so könnte der Eindruck entstehen, daß in den unterschiedlichen literarischen Gattungen divergierende Modelle von Weiblichkeit und weiblichen Körpern entworfen werden – ein Umstand, der zugleich eine Einschränkung der Verbindlichkeit dieser Normierung bedeuten könnte. Tatsächlich finden sich diese rivalisierenden Entwürfe bereits in zeitlicher und gattungsgeschichtlicher Parallelität, aber ohne daß der mit ihnen eingeklagte Anspruch auf Verbindlichkeit leiden würde. Das Problem wird vielmehr erkannt und delegiert, indem die Verantwortung für die normgerechte Erfüllung dieser konfligierenden Modelle als integrativer Bestandteil weiblicher Rollen und weiblicher Körper definiert wird.¹⁹

Den klassischen Ort der Verhandlung dieser Rollenentwürfe bietet die ›Winsbeckin‹. Der Dialog zwischen Mutter und Tochter verdeutlicht die ambivalente Gratwanderung zwischen Internalisierung der huote, also ›freiwilliger‹ erotischer/sexueller Enthaltensamkeit, und der gleichzeitigen Notwendigkeit, Objekt der erotischen Begierde zu werden:

›mahtû die tugent ûf gewegen,
 dir wirt von mangem werden man
 mit wûnschen nâhen bî gelegen.
 soltû mit sælden werden alt
 zuo der schøene, die dû hâst,
 durch dich verswendet wirt der walt.‹

›Sol, muoter, mir daz êre sîn,
 ob man mîn wûnschet ûf ein strô?
 es ahtent niht die sinne mîn,
 daz im von wârheit sî alsô.

19 Zur vergleichbaren Konstruktion in der Kunstgeschichte vgl. Hammer-Tugendhat (Anm. 17), S. 51: »Weiblichkeit wird mit Schönheit gleichgesetzt. Ebenso gehören zu dieser Weiblichkeitskonzeption Passivität, Keuschheit und Erotik, wobei die widersprüchlichen Anforderungen, die sich daraus für Frauen ergeben – sie sollen keusch und zugleich verführerisch sein – scheinbar harmonisch miteinander verschmolzen werden.«

[...]

ich wil dar an unschuldic sîn,
ob man mîn wünschet ûf daz gras.<

›[...] sô man gedenket ofte an dich
und wünschet dîn, sô bistû wert.<

(13, 5–15, 10)

In der Rolle der Mutter werden jene Beschränkungen des weiblichen Körpers funktionalisiert, wie sie etwa auch der ›Wälsche Gast‹ einfordert, zugleich aber wird ihre Gültigkeit im Rahmen bestimmter gesellschaftlicher Voraussetzungen verortet:

schiuז wilder blicke niht ze vil,
dâ löse merker bî dir sîn.

(›Winsbeckin‹, 5, 9 f.)²⁰

In Ulrichs von Liechtenstein ›Frauenbuch‹ führen Ritter und Dame eine engagierte Auseinandersetzung über die Frage, wer daran schuld sei – Männer oder Frauen –, daß es der höfischen Gesellschaft an der rechten vröide mangle. Dabei erhebt der männliche Gesprächspartner Vorwürfe, die implizit nichts anderes beinhalten als die Aussage, daß die weiblichen Körper zu genau jene Vorschriften internalisiert haben, die in der moralisch-didaktischen Literatur eingefordert werden: das Senken des Kopfes, das Niederschlagen der Augen, das Verstummen beim Anblick und in Gegenwart eines Mannes. Diese Körper entsprechen bereits dem Kunstprodukt, als das sie entworfen wurden (vgl. V. 130: *ir sitzet sam ir gemalet dar*).

welher unnsere kumbt da er frawen sicht
das haubt in nider siget
vil kaume ir aine niget
ainem ritter das ist also
wie mochten wir dabey wesen fro
ewr dhaine uns güetlich ansicht
ewr augen unns auch grüessent nicht
auch erstumment euch ser (zestunt)
baide zungen und auch der (munt)
redt unnsere ainer mit euch da
ir sprechet weder nain noch ja
fraw ir wisset wol ich han war
ir sitzet sam ir gemalet dar
da wirt unns lang gar kurtz ze zeit
ist dann da ein hofischer man
der wol mit frawen reden kan
dem gebt ir auch antwurt nicht
sein rede ist als die meine entwicht

20 Vgl. Michael Schröter, »Wildheit und Zähmung des erotischen Blicks. Zum Zivilisationsprozeß von deutschen Adelsgruppen im 13. Jahrhundert«, *Merkur* 41 (1987), S. 468–481, hier: S. 476: Nicht das (widersetzliche) Verhalten selbst gefährdet die Ehre der Dame, sondern »seine Wahrnehmung durch andere: sie ist es, die in erster Linie vermieden werden muß.«

was er gesprichet und gesaget
 im antwurt weder weib noch maget
 wolt ir nicht annder antwurt han
 so sprächet doch kawau her man
 der rede muos er lachen
 und er hinwider machen
 rede die euch auch deuchte guot
 das geb euch baiden hohen muot
 (»Frauenbuch«, V. 118–143)

Gleichzeitig aber zeigt nichts deutlicher die Konsensfähigkeit dieser Beschränkung des weiblichen Körpers als deren Imitation durch den Ich-Erzähler in Ulrichs von Liechtenstein »Frauendienst«. In dieser Rolle, zugleich dem prominentesten Beispiel für das Phänomen des »cross-dressing« in der deutschen Literatur des Mittelalters, übernimmt der männliche Protagonist mit den weiblichen Kleidern zugleich die Bewegungsnorm *und* die Einschränkung des weiblichen Körpers:

Ich gie ze dem opfer schone sa,
 nach mir gie vil manic vrowe da.
 daz ich den ganc so blide an vie,
 des wart gelachtet dort und hie;
 min nigen und min umbeswanc
 diu wurden da envollen lanc.
 ich gie nach blider vrowen sit,
 chum hende breit was da min trit.
 Swie seine ich gie, swie sanfte ich trat,
 ich chom doch wider an die stat,
 da e gestanden was min lip
 (»Frauendienst«, Str. 945 f.)

V. Der Körper: Das Theater des Geschlechts

Zu den seit den ausgehenden siebziger und den beginnenden achtziger Jahren als selbstverständlich akzeptierten methodischen Voraussetzungen der Frauen- bzw. Geschlechtergeschichte zählt die Unterscheidung von »sex« und »gender«. Im Gegensatz zum biologischen Geschlecht (»sex«) bezeichnet »gender« die soziale und kulturelle Konstruktion der Differenz zwischen den Geschlechtern. Erst diese Unterscheidung unterlief das traditionell-biologistische Verständnis der Geschlechterrollen und trug zugleich dazu bei, »Männlichkeit« und »Weiblichkeit« als kulturelle und damit veränderliche Kategorien zu verstehen: als »Vorstellungen, welche durch besondere soziale, rechtliche und ökonomische Bedingungen geformt sind und diese gleichzeitig formen«.²¹ Eben diese Unterscheidung aber ist in den letzten Jahren erneut ins Zentrum der Diskussion gerückt. So versucht

21 Ann Marie Rasmussen, »Feminismus in der Mediävistik Nordamerikas«, *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes* 3 (1992), S. 19–27, hier: S. 19.

Judith Butler in ihrem Buch ›Gender trouble‹ (1990; dt. ›Das Unbehagen der Geschlechter‹, 1991) den Nachweis zu führen, daß auch die Kategorie des (biologischen) Geschlechts eine diskursiv produzierte sei. Dies ist eine möglicherweise unerwartete, letztlich aber logische Weiterführung der gender-Diskussion:

»Wenn der Begriff ›Geschlechtsidentität‹ die kulturellen Bedeutungen bezeichnet, die der sexuell bestimmte Körper (*sexed body*) annimmt, dann kann man von keiner Geschlechtsidentität behaupten, daß sie aus dem biologischen Geschlecht folgt. [...] Wenn wir jedoch den kulturell bedingten Status der Geschlechtsidentität als radikal unabhängig vom anatomischen Geschlecht denken, wird die Geschlechtsidentität selbst zu einem freischwebenden Artefakt.«²²

Der Körper ist, in Weiterführung von Überlegungen Simone de Beauvoirs, demzufolge »als Ort kultureller Interpretationen [...] eine materielle Realität, die bereits in einem gesellschaftlichen Kontext lokalisiert und definiert ist«; er ist zugleich »aber auch die Situation, aus der heraus ein Set von gegebenen Interpretationen aktiv aufzunehmen und zu deuten ist«,²³ mit anderen Worten: er ist jener Ort, an dem und in dem sich ›das Theater des Geschlechts‹ inszeniert, d.h., er ist zugleich Ort der Handlung und der Aufführungsakt selbst. Butler trifft sich hier mit Beobachtungen zur zirkulären Struktur der Geschlechtsidentifikation, wie sie Stefan Hirschauer in Hinblick auf das Phänomen der Transsexualität präzisiert hat: »den Eigenschaften und Verhaltensweisen, die einem Geschlecht zugeschrieben werden, wird implizit auch selbst ein Geschlecht zugeschrieben.«²⁴

Daraus resultiert für Butler die Forderung nach einer Subversion der Geschlechterdichotomie durch Verfahren der wiederholenden Parodie, deren Ziel es ist, zu offenbaren, »daß die ursprüngliche Identität, der die Geschlechtsidentität nachgebildet ist, selbst nur eine Imitation ohne Original ist.«²⁵ An ihrem Ende stünde dann die Vervielfältigung der Geschlechter-Konfigurationen²⁶ und damit die Ablösung der Kategorie ›Geschlecht‹ in ihrer derzeitigen binären Festlegung.

Butlers Thesen sind in den deutschsprachigen Ländern zum Teil auf harschen Widerstand gestoßen; stellvertretend für andere mag hier die polemische Replik Barbara Dudens²⁷ genannt sein. Ohne die Berechtigung dieser Kritik im einzelnen zurückweisen zu wollen, wird an ihr doch deutlich, wie stark das für uns verbindliche Zwei-Geschlechter-Modell als Maßstab der Beurteilung gedient hat

22 Butler (Anm. 7), S. 22 f.

23 Vgl. Judith Butler, »Variationen zum Thema Sex und Geschlecht. Beauvoir, Wittig und Foucault«, in: Gertrud Nunner-Winkler (Hrsg.), *Weibliche Moral. Die Kontroverse um eine geschlechtsspezifische Ethik*, Frankfurt/M. 1991, S. 56–76, hier: S. 64.

24 Stefan Hirschauer, *Die soziale Konstruktion der Transsexualität. Über die Medizin und den Geschlechtswechsel*, Frankfurt/M. 1993, S. 28. Hirschauers Studie enthält wertvolle Beobachtungen, die auch in Hinblick auf die Konstruktion von Männlichkeit und Weiblichkeit in mittelalterlichen Texten beachtet werden sollten (vgl. etwa ebd., S. 56, zur Bedeutung der Geschlechtskonstruktion über den Blick des/der Anderen).

25 Butler (Anm. 7), S. 203.

26 Ebd., S. 215.

27 Barbara Duden, »Die Frau ohne Unterleib. Zu Judith Butlers Entkörperung. Ein Zeitdokument«, *Feministische Studien* 2 (1993), S. 24–33.

und welche (durchaus nachvollziehbaren) Ängste mit einer Aufgabe der Identitätspolitik verbunden sind. Nichtsdestoweniger hat die geschlechtergeschichtliche wie die postmoderne/poststrukturalistische Diskussion um den Körper erreicht, daß sicher scheinendes Alltagswissen mehr als fragwürdig geworden ist: Der Körper ist »weder Garantie für Authentizität noch vereinheitlichendes Rückzugsgebiet«; Körper und Geschlechtsidentitäten sind im Anschluß an Le Doeuff vielmehr zu verstehen als »ge/er/lernte Imaginationen in ihrer jeweiligen konkreten historischen, geographischen und politischen Lokalität.«²⁸

Was im Zuge der gegenwärtigen Körper-Debatte jedoch in Vergessenheit geraten zu sein scheint, ist die Tatsache, daß das Modell der biologischen bzw. anatomischen Zweigeschlechtlichkeit – zumindest in der Medizingeschichte – ein Entwurf der europäischen Aufklärung, des späten 18. Jahrhunderts ist und keineswegs jene historische Verbindlichkeit beanspruchen kann, die es augenblicklich auszuzeichnen scheint. – Mindestens für die beiden vorangegangenen Jahrtausende galt im großen und ganzen die Vorstellung von der Existenz nur eines

28 Marie-Luise Angerer, »Zwischen Ekstase und Melancholie: Der Körper in der neueren feministischen Diskussion«, *L'Homme* 5 (1994), S. 28–44, hier: S. 42 f. mit Bezug auf Probyn und Le Doeuff. – Angerer, die im übrigen für das Konzept der Tagung »The Body of Gender« (Linz, 23.–25. 9. 1994) verantwortlich zeichnete, bietet zur Zeit wohl den besten deutschsprachigen Überblick zum Thema; verwiesen sei hier auch auf den schönen Katalog zur gleichzeitigen Ausstellung »Andere Körper« (hrsg. Sigrid Schade, Wien 1994), u. a. mit Beiträgen von Martin Sturm, Sigrid Schade, Frank Wagner, Sigrid Weigel und Djuna Barnes. – Wenn ich mich hier vor allem auf Butler beziehe, dann deshalb, weil sie als eine der bekanntesten Exponentinnen in diesem umfassenden Diskurs der Geschlechtergeschichte gelten darf (dies vor allem für die deutschsprachigen Länder). Anregungen verdanke ich aber mindestens im gleichen Ausmaß den auch bei Angerer vorgestellten Positionen von Monique Wittig, Teresa de Lauretis, Donna J. Haraway, Tania Modleski, Michele Le Doeuff und Elspeth Probyn, den einschlägigen Publikationen von Erving Goffman und Sigrid Weigel sowie der Diskussion in den *Feministischen Studien* 2 (1993), in *L'Homme* 5/1, (1994) und folgenden Publikationen für den Bereich der Antike und des Mittelalters (im weitesten Sinn): Rudolf zur Lippe, *Vom Leib zum Körper. Naturbeherrschung am Menschen in der Renaissance*, Reinbek 1988; Dietmar Kamper u. Christoph Wulf (Hrsg.), *Transfigurationen des Körpers. Spuren der Gewalt in der Geschichte*, Berlin 1989; Klaus Schreiner u. Norbert Schnitzler (Hrsg.), *Gepeinigt, begehrt und vergessen. Symbolik und Sozialbezug des Körpers im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit*, München 1992; E. Jane Burns, *Bodytalk. When Women Speak in Old French Literature*, University of Pennsylvania Press 1993; Linda Lomperis u. Sarah Stanbury (Hrsg.), *Feminist Approaches to the Body in Medieval Literature*, University of Pennsylvania Press 1993; Lesley Dean-Jones, *Women's Bodies in Classical Greek Science*, Oxford 1994; Jonathan Goldberg (Hrsg.), *Queering the Renaissance*, Duke University Press 1994; Margo Hendricks u. Patricia Parker (Hrsg.), *Women, »Race« and Writing in the Early Modern Period*, London u. New York 1994; Lees (Anm. 7); sowie den Beiträgen in *Speculum* 68/2 (1993), die mir erst nach der Abfassung meiner Diskussionsvorlage zugänglich waren und hier eingearbeitet wurden. Umso mehr hat es mich gefreut, in den Beiträgen z. B. von Clover enge Berührungen und zum Teil direkte Bestätigungen meiner eigenen Ausführungen zu finden. Auch die Diskussionen dieser Tagung haben im übrigen einmal mehr deutlich gemacht, was Judith M. Bennett für die Beziehung zwischen »Medievalism and Feminism« feststellt: »Yet although women are better assimilated into medieval studies in the 1990s, feminist scholarship is not« (S. 314, Hervorhebungen im Original).

anatomischen Geschlechts als verbindlich, wie Thomas Laqueur in Erinnerung gerufen hat:

»Über Tausende von Jahren hatte als Allerweltsweisheit gegolten, daß Frauen über dieselben Genitalien verfügen wie Männer, mit dem einzigen Unterschied, daß, wie Bischof Nemesius von Emesa es im 4. Jahrhundert formulierte, ›ihre innerhalb und nicht außerhalb des Körpers sind‹. Galen, der im 2. nachchristlichen Jahrhundert das einflußreichste und anpassungsfähigste Modell von der strukturellen, wenngleich nicht räumlichen Identität der männlichen und weiblichen Reproduktionsorgane entwickelte, zeigte des langen und breiten, daß Frauen im Grunde genommen Männer sind, bei denen ein Mangel an vitaler Hitze – an Perfektion – zum Zurückhalten von Strukturen im Inneren des Leibes geführt hat, die bei Männern äußerlich sichtbar sind.«²⁹

Auch wenn man den zum Teil aufs äußerste zugespitzten Positionen – etwa jener, die den Sexus vor dem 17. Jahrhundert generell als eine soziologische und jedenfalls nicht als ontologische Kategorie beurteilt³⁰ – nicht in jedem Fall folgen mag, kommt Laqueur doch das Verdienst zu, den Blick einmal mehr auf die historische und kulturelle Bedingtheit wissenschaftlicher Wahrnehmung gerichtet zu haben.³¹ Die Grenzen zwischen männlichen und weiblichen Körpern und ihre je spezifische Merkmalsmatrix sind für das Mittelalter und die Frühe Neuzeit jedenfalls anders zu ziehen als für das 18. und 19. Jahrhundert. Dies zeigt sich im medizinhistorischen Diskurs an Analogievorstellungen, die sich zum einen etwa in der Benennung der Eierstöcke als weibliche testicoli niederschlagen, noch viel deutlicher aber auch in der noch von Johannes Hartlieb in seiner Bearbeitung der ›Secreta mulierum‹ kolportierten Ansicht, daß nicht nur Frauen, sondern auch Männer menstruierten:

Dw solt mercken, das wol muglich ist, das etlich man auch dye selben fluß haben, etlich all manet, etlich all quottember, etlich ainst ym jar, vnd das geschicht also: Dye juden haben den fluß gar vast, wann sy essenn kaltew vnd vnraine speysß vnd haben gar sellten guete dewing, wan sy sind kalter vnd fewchter natur, vnd in der leber haben sy gewonlich bosse dewung. Darvmb get das selb all manet von in als von denn weyben, vnd vmb dye vnd nach geschriben sach sind gewondlich all iuden, den fluß all manet tzw haben.³²

29 Thomas Laqueur, *Auf den Leib geschrieben. Zur Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*, Frankfurt/M. 1992, S. 16. – Eine Detailbeobachtung Laqueurs, die in diesem Zusammenhang – der Abhängigkeit von körperlicher Wahrnehmungsfähigkeit und Sprache – besondere Beachtung verdient, ist die Tatsache, daß es in der gleichen Zeit für die Eierstöcke keinen eigenen (sprachlichen) Begriff gibt, ebensowenig wie für die Vagina (vgl. ebd., S. 17).

30 Ebd., S. 20 f.

31 Die Kritik an Laqueur setzt, wie auch in der Diskussion meines Beitrags einmal mehr deutlich wurde, zumeist am falschen Ort an. Tatsächlich geht es in diesem Zusammenhang gar nicht (oder nur sekundär) um die Frage der (sexuellen) Unterscheidung (smöglichkeit) zwischen den Geschlechtern, wie Carol J. Clover ganz richtig feststellt: »The point here is not that there ist no notion of sexual difference but that the difference was conceived less as a set of absolute opposites than as a system of isomorphic analogues, the superior male set working as a visible map to the invisible and inferior female set – for the one sex in question was essentially male, women being viewed as ›inverted, and less perfect, men‹« (dies., »Regardless of Sex. Men, Women, and Power in Early Northern Europe«, *Speculum* 68 (1993), S. 363–387, hier: S. 377).

32 Zitiert nach Kristian Bosselmann-Cyran, ›Secreta mulierum‹ mit Glosse in der deutschen Bearbeitung von Johann Hartlieb, Würzburger medizinhistorische Forschungen 36, Patensen 1985, S. 135 f.

Die Grenzziehung verläuft hier also nicht zwischen männlichen und weiblichen Körpern, sondern zwischen den ›perfekten‹ männlichen und den als ›anders‹ – diesen nicht gleichwertig – auszugrenzenden Körpern, die als Kennzeichen ihrer Stigmatisierung vorgeblich das Phänomen der monatlichen Blutung teilen:³³ »the fault line runs not between males and females per se, but between able-bodied men (and the exceptional woman) on one hand and, on the other, a kind of rainbow coalition of everyone else (most women, children, slaves, and old, disabled, or otherwise disenfranchised men).«³⁴ – Ähnliches gilt für die Konstruktion von gender: (Moralisch) positiv gewertetes weibliches Verhalten ist nicht ›weiblich‹, sondern vielmehr ›männlich‹, scheinbar unabhängig gedacht vom Körper, der dieses Verhalten praktiziert:

wan swelh wîp tugendet wider ir art,
 diu gerne wider ir art bewart
 ir lop, ir êre unde ir lîp,
 diu ist niwan mit namen ein wîp
 und ist ein man mit muote
 (Gottfried v. Straßburg, ›Tristan‹, V. 17971–18975)

Mit dem Prozeß der Verschriftlichung setzt in der deutschsprachigen Literatur des Mittelalters zugleich jener des Erschreibens und Festschreibens von ›Geschlecht‹ als Geschlechtsidentität (gender) ein. Erst unter der Voraussetzung, daß die Geschlechterrollen sozial und kulturell determiniert werden mußten, um die Unterscheidung der Geschlechter zu gewährleisten *und* ihre unterschiedliche Partizipation an gesellschaftlicher Öffentlichkeit und Macht zu legitimieren, wird deutlich, welcher Stellenwert der Inszenierung des (weiblichen) Körpers in der mittelalterlichen Literatur zukommt. Jene Signalements, die hier als Bestandteil seiner Rolle im ›Theater des Geschlechts‹ fixiert, oft in rituell anmutenden Repetitionen beschworen wurden, trugen wesentlich dazu bei, den weiblichen Körper so zu beschreiben, daß er danach der ganz und gar andere werden konnte.

Wenn also Thomasin im ›Wälschen Gast‹ fordert, daß eine Frau *senftlich und niht lût sprechen* und jedenfalls nicht zeigen soll, *waz si sinnes hât*, so konstituiert er damit Elemente weiblichen Rollenverhaltens, weiblicher Geschlechtsidentität. Das 19. Jahrhundert hingegen, genauer: die (männliche) Naturwissenschaft und Philosophie dieser Zeit, wird jene Faktoren, die als soziale und kulturelle Bestandteile der weiblichen Rolle seit Jahrhunderten auf den weiblichen Körper projiziert wurden, als ontologische Kategorien (miß-)verstehen und

33 Der Verbindung von Frauen und Juden wird in jeder Hinsicht eine eigenständige Tradition erwachsen, auch in Hinblick auf die Geschichte ihrer ›Emancipation‹. So erschien 1792 in Berlin die Schrift ›Ueber die bürgerliche Verbesserung der Weiber‹ in Analogie zur 1781 publizierten Arbeit von Christian Wilhelm Dohm (›Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden‹) und der dadurch ausgelösten Debatte (vgl. dazu Claudia Honegger, *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib*, Frankfurt/M. u. New York 1991, S. 72; auf Honeggers Arbeit sei insbesondere wegen ihrer brillanten Analyse des medizinhistorischen Diskurses der Neuzeit verwiesen).

34 Clover (Anm. 31), S. 380.

den Ursprung für den »physiologischen Schwachsinn des Weibes«³⁵ auf der Basis eines anderen (medizinhistorischen) Diskurses ›end-gültig‹ in der ›weiblichen‹ Anatomie verorten.³⁶ Für die mittelalterliche Literatur hingegen, nicht nur für die deutschsprachige, gilt, was auch die Untersuchungen Carol J. Clowers zu den altnordischen Sagas bestätigen: Die moderne Trennung von ›sex‹ und ›gender‹ ist für sie in dieser Form jedenfalls inadäquat. ›Männlichkeit‹ und ›Weiblichkeit‹ erscheinen vielmehr – in Hinblick auf ihre biologische wie ihre soziale Konstruktion – als ›shifting identities‹ (de Lauretis): »[...] it is a world in which gender, if we can even call it that, is neither coextensive with biological sex, despite its dependance on sexual imagery, nor a closed system, but a system based to an extraordinary extent on winnable and loseable attributes.«³⁷

VI. »in vrowen chleit nach riters siten«

Es gibt kaum einen anderen mittelhochdeutschen Autor, der das Spiel mit den Masken und Rollen der Geschlechter so perfekt inszeniert wie Ulrich von Liechtenstein. ›Frauendienst‹ und ›Frauenbuch‹ zeigen jedoch zugleich, daß die Aufbereitung dieser Rollen nicht unabhängig von der literarischen Gattung und ihrem jeweiligen normativen Anspruch zu denken ist. Der Ich-Erzähler im ›Frauendienst‹ kann als ›Frau Venus‹ Kleidung und Gestus einer Frau annehmen, ohne seine Autorität zu gefährden, solange für alle Betroffenen seine ›eigentliche‹,

35 Paul Möbius, *Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes*, Halle/S. 1912.

36 Die ›klassische‹ Formulierung dieser Verbindung bietet, worauf schon Hiltrud Gnüg verwiesen hat, Hegel in der ›Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften‹ (1817): »Wie im Manne der Uterus zur bloßen Drüse herabsinkt, so bleibt dagegen der männliche Testikel beim Weibe im Eierstocke eingeschlossen, tritt nicht heraus in den Gegensatz, wird nicht für sich, zum tätigen Gehirn, und der Kitzler ist das untätige Gefühl überhaupt. Im Manne hingegen haben wir dafür das tätige Gefühl, das aufschwellende Herz, die Bluterfüllung der *corpora cavernosa* und der Maschen des schwammigen Gewebes der Urethra; dieser männlichen Bluterfüllung entsprechen dann die weiblichen Bluterfüllungen. Das Empfangen des Uterus, als einfaches Verhalten, ist auf diese Weise beim Manne entzweit in das produzierende Gehirn und das äußerliche Herz. Der Mann ist also durch diesen Unterschied das Tätige; das Weib aber ist das Empfangende, weil sie in ihrer unentwickelten Einheit bleibt«; zitiert nach Gnüg, »Ansichten einer feministischen Literaturwissenschaft. Einleitung«, in: Johannes Janota (Hrsg.), *Kultureller Wandel und die Germanistik in der Bundesrepublik. Vorträge des Augsburger Germanistentags 1991*, 4 Bde., Tübingen 1993, Bd. IV, S. 247–250, hier: S. 249.

37 Clover (Anm. 31), S. 379. – Die Beobachtung, daß dieses System zwar ›natürlich‹ grundsätzlich Männer bevorzugt, daß aber »being born female was not so damaging that it could not be offset by other factors [...] (wealth, marital status, birth order, historical accident, popularity, a forceful personality, sheer ambition, and so on« (ebd.), läßt sich an der deutschsprachigen Literatur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit in ausreichendem Maße belegen (vgl. etwa Ingrid Bennewitz, »Melusines Schwestern. Beobachtungen zu den Frauenfiguren im Prosaroman des 15. und 16. Jahrhunderts«, in: *Germanistik und Deutschunterricht im Zeitalter der Technologie. Vorträge des Germanistentages Berlin 1987*, Berlin 1988, Bd. I, S. 291–300).

nämlich männliche Identität feststeht und im Lachen des Publikums das Einverständnis darüber herstellbar ist (vgl. Str. 538).³⁸ Als Prüfstein für diese Identität gilt ihr Begehren: das Begehren des Weiblichen, womit zugleich die Erfüllung der gesellschaftlichen Norm garantiert scheint. Dies wird deutlich, als Ulrich, der immer noch *in vrowen chleit nach riters siten* (Str. 514) auftritt, mit der Herausforderung durch ein *windisch wip* konfrontiert wird:

Ich smielt und hiez dem boten sagen:
 ›swa ich noch ie bi minen tagen
 getyostirt het wider diu wip,
 da wær gar harnasch bloz min lip
 gegen ir aller tyost gewesen,
 und bin doch vor in wol genesen [...].
 (›Frauendienst‹, Str. 688)

Auf die Replik des Boten, auch Ulrich trage unter den Frauenkleidern eine Rüstung und ebenso wolle es *diu vrowe [s]în* halten, insistiert Ulrich auf der ›Richtigkeit‹ seines Begehrens (*ich bin vor allen mannen maget/ und bin den wiben bi gelegen*; Str. 690) und provoziert damit die Preisgabe des Geheimnisses seines Gegners (*ez ist ein ritter vil gemeit/ und hat sich als ein wip gechleit*; Str. 691).

Die Grenzen dieses Spiels sind freilich aber dort erreicht, wo keine Sicherheit mehr über den Adressat/die Adressatin des Begehrens besteht. Deshalb genügt die (vorläufige) Zurückweisung eines Kampfantrages durch ›Venus‹-Ulrich, um das Gerücht aufkommen zu lassen, Ursache dafür sei die vermutete Homosexualität seines Gegners (Str. 878). Im ›Frauenbuch‹ werden sich Ritter und Dame darauf verständigen, daß der Grund für das Scheitern der Geschlechterbeziehungen, für den Verlust von vröide und damit der Grund für das Scheitern der höfischen Gesellschaftskonzeption darin liegt, daß *nu die man/ mit ein ander daz begant/ des vogel noch tier nicht willen hant/ und alle creatiure/ dunket ungehiure* (V. 650 ff.). – Die Parodie der Geschlechterrollen findet in der deutschen mittelalterlichen Literatur also genau dort ihr Ende, wo sie zur Subversion der heterosexuellen Norm führen könnte, jener Norm, die nicht zuletzt von dieser Literatur erschrieben wurde.

38 Vgl. dazu grundsätzlich Jan-Dirk Müller, »Lachen – Spiel – Fiktion. Zum Verhältnis von literarischem Diskurs und historischer Realität im ›Frauendienst‹ Ulrichs von Lichtenstein«, *DVjs* 58 (1984), S. 38–73.